

Schuldig?

Erzählung aus dem Leben von G. S.

In dem engen Gebirgsthale, wo die Bahnhöfen von B. und L. zusammenstoßen...

Blötzlich richtet Thras den Kopf in die Höhe; auch der Mann schaut auf...

„Da bring' ich das arme Wirmchen,“ sagt die Frau und lüftet dabei vorsichtig das verhüllende Tuch...

„Puppe!“ ruft er jauchzend, und taftet mit frohem Lachen nach den zapfenblonden Händchen des kleinen Kindes...

Die Frau sieht ihn dankbar an und drückt das Kleine liebevoll an sich.

Drinnen im Hause bettet sie das Kind vorförmlich in einen großen Korb und erzählt dabei dem Manne unter Thränen...

Stimmen spielender Kinder erklingen vor dem kleinen Wärrerhaus. Frau Anna sitzt mit einer häuslichen Arbeit...

Jetzt verabreden die Kinder ein neues Spiel. Der Knabe bindet sein Taschentuch an einen Stod und bleibt still stehen...

„Sieh,“ sagt Frau Anna, als der Bahnwärter zu ihr tritt, „sieh, mit welchem Ernst Fritz sein Amt verwaltet, als hinge Tod und Leben vom Drehen seiner Weiche ab.“

„Ist recht so,“ sprach der Vater, „wird einmal seine Pflicht treu erfüllen; auch die Kleine leucht, als müßte es so sein.“

„Ja die läuft, so lang' er's haben will, und hört nicht auf, wenn sie auch noch so müde wäre; sie ist ein gutes Kind.“

„Sie machen uns beide keine Noth und werden gewiß gut durchs Leben kommen.“

„Ja, ja, was sie anbetrifft, sie werden schon ihre Pflicht thun; aber wer kann wissen, was Gott ihnen Schweres auferlegt.“

Jahre vergingen. Frieden war in dem weintraukten Häuschen und Freude über die heranwachsenden Kinder; auch unter diesen blieb Eintracht und gute Kameradschaft.

Es kam die Zeit, da Fritz in die Stadt mußte zur Befestigung; und als er wiederkam, da galt es, sich zu rüsten zu einer Trennung auf lange Zeit.

An einem schönen klaren Septembermorgen sah man den Storch über des Bahnwärters Haus hingehen. Bald darauf kam Traube, von Fritz herbeigeholt. Da fand sie neben Fritz Rosels Bett. Eine neue kleine Lager-

Geschäfte im Hause, ruhig arbeitete sie an ihrem Stidrahmen oder am Klöppeltiffen, aber von dem frohen Gesang, der sonst oft ihre Arbeit begleitete...

Obleich jeder bemüht war, dem andern seine trübe Stimmung möglichst zu verbergen, so brach doch die Wehmuth in mancher Bemerkung unwillkürlich hervor. „Heut' ist der letzte Sonntag, das letzte Mittagessen, das letzte Abendbrot,“ sprach unwillkürlich einer, und aller Augen trübten sich.

Der Abschiedsmorgen kam. Wort-farz nahm man das letzte Frühstück ein. Darauf schnallte Fritz sein Kängel um und griff nach dem Stod. Eine letzte Umarmung. — „Gott sei mit dir, mein Kind,“ flammelte die Mutter.

„Halte dich brav, mein Sohn,“ war des Vaters Abschiedswort. Traube aber erbat sich die Günst, Fritz noch ein Stückchen Weges zu begleiten. Schweigend, aber Hand in Hand gingen sie nebeneinander her.

Es war ein schöner Morgen, die Luft so rein und klar, wie sie nur dem Herbst eigen ist, der Himmel wolkenlos. Das Laub des Waldes hatte vor dem Scheiden noch seine schönste Farbenpracht entfaltet.

„Nun müßt du umkehren, Traube,“ sprach Fritz liehrend und schlang den Arm um ihren schlanken Leib. „Lebe weinend lege die Hand auf meine Schulter.“

Sanft strich er über ihr braunes Haar. „Ich komme ja wieder, Traube.“ „Ja, du kommst wieder!“ rief sie, sich aufrichtend, und sah freudig zu ihm auf.

„Nimm,“ sagte sie, „ich hab' dir's gearbeitet und den kleinen Notspennig für dich gepart.“

Ein Dank, ein Händedruck, und er ging. Sie stand noch lange und blickte ihm nach. Bei der Biegung des Weges winkte er noch einmal, dann war er ihrem Auge entschwunden.

Sie lehrte nach Hause zurück. „Er wird wiederkommen,“ wiederholte sie mehrmals auf dem Heimweg. „Er wird wiederkommen,“ sagte sie sich auch später immer wieder, wenn Bangigkeit sie niederbrüden wollte.

Und er kam wieder. Nach absolvirtem Militärdienst besuchte er die Eltern und theilte ihnen mit, daß er einen Stod gefunden — Rosel, ein lebendes, blondes Kind, das sie auch sehr lieb haben würden.

Traube, die während der langen Zeit des Wartens in der sichern Zuversicht auf seine Rückkehr meist froh, ja heiter schien, freilich in ihrer stillen, ruhigen Art, war jetzt immer ernst und schweigend. Und als er wieder Abschied nahm, drückte sie ihm nur herzlich die Hand und winkte dem Scheidenden freundlich zu, so oft er sich nach den Zurückbleibenden umsehete.

Abends aber in ihrem Kämmerlein, da übermannte sie der ganze herbe Abschiedsschmerz. Mit heißen Thränen nahm sie Abschied von Geliebten ihrer Jugend, von ihrer eignen Jugend, von ihres Lebens Glück. Spät erst schloß sie, die Hand aufs Herz gepreßt, die Augen zu kurzem Schlummer. Am folgenden Morgen ging sie ruhig an ihre Arbeit, und mit freudigem Zärtlichkeit küßte sie von Mutter Annas Augen die Thränen der Bangigkeit nach dem lieben Sohn.

Nachdem Fritz zwei Jahre bei der Eisenbahn gearbeitet hatte, sollte er einen Bahnwärterposten bekommen, und da sich der Vater eines Fußleidens wegen, das er sich im Dienste zugezogen hatte, eben zur Ruhe setzen wollte, so erhielt auf seine Bitte der Sohn die Stelle und bezog mit seiner jungen Frau das weintraukte Häuschen, in dem er geboren und mit Traube aufgewachsen war.

Der Vater hatte dem Sohn sein Reich überlassen und sich ein kleines Haus im Dorfe und ein Stückchen Acker gekauft. Traube half durch Stiden und Klöppeln die Kosten des Haushalts bestreiten.

Als Fritz sein junges Weib den Eltern zuführte, empfahl er Rosel auch Traubens Liebe. „Sieh, Rosel,“ sprach er, „meine gute Schwester Traube; ihr müßt euch auch auf die Schwestern lieb haben.“

„Ein feines Weibchen hat sich der Fritz gewonnen,“ jagte der Vater Abends zu seiner Frau.

Mutter Anna lächelte wehmüthig. „Ja, ja,“ sagte sie, „es ist eine hübsche und wohl auch gute Frau; aber sie ist fües Glück, im Leid wird sie ihn nicht verstehen. Ich habe früher oft gedacht, Fritz und die Traube, das wäre ein Paar.“

An einem schönen klaren Septembermorgen sah man den Storch über des Bahnwärters Haus hingehen. Bald darauf kam Traube, von Fritz herbeigeholt. Da fand sie neben Fritz Rosels Bett. Eine neue kleine Lager-

statt, und aus den Rissen vernahm sie ein feines, leises Athmen. Die Gabe des fortziehenden Stodches war sorglich aufgenommen und gebettet. Mit Ruhe und Umsicht pflegte Traube Mutter und Kind, bis sie die Pflichten des Hausalters und die Sorge für die kleine Anna ohne Bedenken in die Hände des genesenen und täglich mehr erstarrenden Weibes legen konnte. Und immer schöner blühte Rosel auf, und immer froher strahlten ihre Augen; sie war eine glückliche Mutter. Auch Fritz war glücklich. Wenn er nach dem Dienste sein Haus betrat, da tönte ihm nicht nur der frohe Gruß seines blonden Weibes entgegen, auch das Kind streckte mit hellem Lachen die Arme nach dem Vater aus.

Der blonden Rosel Kind brachte auch Sonnenschein in die Hütte der alternden Eltern. Lustig ließ der Großvater das jauchzende Kind auf seinen Knien reiten, bald Schritt, bald Trab und bald Galopp. Auf Mutter Annas Schooß lernte es die altbekannten, bei allen Kindern wiederkehrenden Kunststücke. Seine Augen, Ohr und Näschen konnte es zeigen, Klatschhändchen machen, auch wußte es, „wie groß das Kind.“ Und Traube, die peinlich Ordentliche, ließ es ruhig gewähren, wenn das Kind unter Jauchzen ihr die glänzenden braunen Flechtentzone zausend verwirrte.

Es kam aber eine Zeit, da ein anderer Gast in diesem Hause sich antünzte und das fröhliche Lachen und Jauchzen des Kindes daraus verschleuderte. Im Herbst, da das Kind ein Jahr alt war, wurde Mutter Anna krank, siechte den ganzen Winter hin, und zum Frühjahr zweifelte keiner mehr, daß das Ende ihrer Erdenlaufbahn bevorstehe.

Einmal sagte sie Traubens Hand, streichelte sie und sprach mit leiser Stimme: „Ich kenne dich gar gut, mein liebes Kind, und deine treue Sorge; ich weiß auch, ohne daß du es mir auf meinem letzten Lager verspricht; du wirst immer Fritz und seiner Familie helfend und tröstend zur Seite stehen.“

Wenige Tage darauf brachten sie ein treues Mutterherz zur ewigen Ruhe. Und nicht lange währte es, da gruben sie neben Mutter Annas Grab ein zweites und betteten ihren treuen Lebensgefährten dazwischen.

In des Lebens Wechsel erblühte aber dem Stamm ein neues Büumlein. Zur Zeit, da das Getreide reifte, und die blauen Blumen aus den goldenen Wogen des Kornes hervorleuchteten, gebar Frau Rosel ein blondes Mädchen mit tornblumenblauen Augen.

Und das aufblühende junge Leben milderte die wehmüthige Trauer um die toten Eltern.

Das blonde Mädchen war ein paar Wochen alt, Anna fast zwei Jahre. Es war einer jener schönen Herbsttage, an denen Sehnsucht ins Freie lockt. Frau Rosel setzte beide Kinder in einen Kinderwagen und fuhr sie ein Stück hinaus. Blond-Glücken saß bald in Schlummer; da hielt die Mutter den Wagen an. Sie breitete eine Decke auf dem Felde aus, setzte die kleine Anna darauf und gab ihr ein paar Steinchen zum Spielen. Sie wollte ihr Stridzeug aus dem Wagen nehmen, da merkte sie, daß sie es im Hause vergessen. Sie waren einige hundert Schritte vom Hause entfernt. Einen Augenblick überlegte Rosel. „Bleib' hübsch still sitzen,“ rief sie dem Kinde zu. „Mutter kommt gleich wieder.“ Dann eilte sie dem Hause zu.

Eine Weile spielte die Kleine mit den Steinchen. Da rollte eins fort. Das Kind redete sich nach dem entlaufenen. Nun erblühte es ein anderes. Ein anderes schien noch schöner, und weiterhin noch eins; auf allen Bieren froh das Kind weiter und immer weiter und sammelte glückselig Kiesel. Bald hatte es beide Händchen voll. Nun ließ es sie fallen und fing das Spiel von neuem an, dabei immer weiter kriechend.

Inzwischen ging der Vater ahnungslos nach der Weiche. Schon hört er den Zug kommen, schon saßt er den Hebel, um die Weiche zu stellen, da gliecit sein Auge noch einmal über das Geleise, auf das er den Zug lenken soll. Dort zwischen den Schienen bewegt sich etwas; er schärft den Blick. „Gott erbarme sich!“ ringt es sich empor aus seiner Brust. „Mein Kind, mein Kind!“

Schon faufte der Zug heran. Ein kurzes Bestimmen. — Hier das Kind, dort ein Zusammenstoß mit dem von B. kommenden Zuge, und Hunderte von Menschenleben. — Ein Ruck, — still steht er mit der Fahne, und der Zug braust vorbei.

Donnernd hallt es im Ohre, Finsterniß vor seinen Augen. — Stumm und regungslos stürzt der Mann zu Boden.

Neben den Gräbern der Großeltern haben sie ein kleines Grab geschauert. Da liegt nun die kleine Anna. Stumm und thänenlos hatte sich Vater von seiner Ohnmacht erhoben, aber gebrochen und gealtert. Ohne Wort, ohne Klage war er seinem Kind zum Grabe gefolgt; aber namenlose Qual sprach aus den welken Zügen, aus dem gebrochenen Auge.

Rosel war ein Bild der Verzweiflung. Sie jammerte und weinte laut; dabei mied sie den Anblick ihres Mannes, den sie den Mörder ihres Kindes nannte.

Kein Wort, ja kein Gedanke der Selbstanklage. Am Morgen nach dem Begräbniß trat sie, das blonde Mädchen auf dem Arm, zu dem Schweigend vor sich hinbrütenden Mann.

„Ich kann nicht bei dir bleiben, Fritz. Ich kann dich nicht sehen, ohne dir den Vorwurf des Mordes zu machen, ohne Sorge um das Leben des zweiten Kindes. Ich gehe zu meinen Eltern zurück. — Leb' wohl!“ Sie reichte ihm die Hand.

Er drückte sie flüchtig und nicht stumm. — Rosel ging. Lange saß er noch schweigend und sinnend. Da ging leise die Thür. Er schaute nicht auf. Eine Hand legte sich leicht auf seine Schulter, ein Arm umschlang seinen Hals. Ist es ihr leid geworden? Ist sie zurückgekehrt? Er blickte auf und sah in Traubens ernstes, trauriges Gesicht. Da entsang sich ein Seufzer der gequälten Brust. Aufschluchzend barg er sein Antlitz in die Hände.

Seinen Dienst konnte Fritz nicht wieder aufnehmen. Nimmermehr hätte er die Weiche kriechen können. Er zog zu Traube in das elterliche Haus. Heute ist er ein betonyter und geschulter Führer in seinen heimathlichen Bergen. Oft habe ich mit dem stillen, ernstlichen, aber stets freundlichen Mann die Berge durchwandert. Auch bin ich manchmal in seinem Hause eingelehrt, und Schwester Traube, die treue Verwalterin seines Hauses, hat mich mit manchem Glase Milch erquidt. Meiner lieben Hausfrau Stolz, ihr Wäscheschrank birgt manches Stücklein Spitze, von Traubens Hand gelöpelt.

Die traurige Geschichte seines Lebens hat Fritz mir einst auf einer Wanderung erzählt, als ich nach langjähriger Bekanntschaft einmal scherzend fragte, warum er und Schwester Traube denn nicht geheiratet hätten. Kurz und schlicht war seine Erzählung. Von Traube und dem Pfarrer des Ortes erfahre ich noch mehr Einzelheiten, die es mir ermöglichen, das Lebensschicksal dieser schwergeprüften Leute im Zusammenhang mitführenden Herzen zu erzählen.

Der gestohlene Kriegsschach. Militärdumoreske von Leo v. Tor.

In jedem Berufe giebt es — die-seits und jenseits der goldenen Mittel-mäßigkeit — zwei Sorten von Men-schen. Die eine Sorte ist der Ansicht, daß man sich zwar beschäftigen müsse, die Beschäftigung aber niemals in Arbeit ausarten dürfe. Einer von dieser Sorte hat sogar den müthigen Sinn-spruch geprägt: „Über die Arbeit kenne ich mich nicht, drückt, Der ist verübt.“ Die andere Sorte hingegen läßt es sich nicht genug sein an der Erfüllung normaler Durchschnittspflichten. Ihre Umsicht greift weit über das Unersäglich hinaus — einmal aus angeborenem Lebensreifer und zum anderen natürlich auch, um das Wohlgefallen der höheren Götter zu erregen. In dem ehrbaren Stande, welcher erforderlichfalls die Aufgabe hat, das Vaterland zu verteidigen, giebt es ebenfalls beide Sorten. Und zwar in ausgeprägtester Form. Die militärischen Drücker sind von eherner Grundfestigkeit, da sie mit einem Schein von Berechnung sich darauf stützen können, daß das Vaterland momentan gänzlich ungeschädigt ist, und daß somit keine zwingende Veranlassung vorliegt, sich die Kermel auszureißen. Wer schläft, der büßigt nicht, wer sich nicht in Gefahr begiebt, kommt darin nicht um, und wer seinen Dienst thut, kann nicht angeschmachtet werden. Die militärischen Streber dagegen — Schuster nennt man sie — sind die streblustigsten Streber der Welt. Sehr natürlich, da es in ihrem Berufe so viel höhere Götter giebt, als beim Kommig.

Am Morgen nach dem Begräbniß trat sie, das blonde Mädchen auf dem Arm, zu dem Schweigend vor sich hinbrütenden Mann. „Ich kann nicht bei dir bleiben, Fritz. Ich kann dich nicht sehen, ohne dir den Vorwurf des Mordes zu machen, ohne Sorge um das Leben des zweiten Kindes. Ich gehe zu meinen Eltern zurück. — Leb' wohl!“ Sie reichte ihm die Hand.

Er drückte sie flüchtig und nicht stumm. — Rosel ging. Lange saß er noch schweigend und sinnend. Da ging leise die Thür. Er schaute nicht auf. Eine Hand legte sich leicht auf seine Schulter, ein Arm umschlang seinen Hals. Ist es ihr leid geworden? Ist sie zurückgekehrt? Er blickte auf und sah in Traubens ernstes, trauriges Gesicht. Da entsang sich ein Seufzer der gequälten Brust. Aufschluchzend barg er sein Antlitz in die Hände.

Seinen Dienst konnte Fritz nicht wieder aufnehmen. Nimmermehr hätte er die Weiche kriechen können. Er zog zu Traube in das elterliche Haus. Heute ist er ein betonyter und geschulter Führer in seinen heimathlichen Bergen. Oft habe ich mit dem stillen, ernstlichen, aber stets freundlichen Mann die Berge durchwandert. Auch bin ich manchmal in seinem Hause eingelehrt, und Schwester Traube, die treue Verwalterin seines Hauses, hat mich mit manchem Glase Milch erquidt. Meiner lieben Hausfrau Stolz, ihr Wäscheschrank birgt manches Stücklein Spitze, von Traubens Hand gelöpelt.

Die traurige Geschichte seines Lebens hat Fritz mir einst auf einer Wanderung erzählt, als ich nach langjähriger Bekanntschaft einmal scherzend fragte, warum er und Schwester Traube denn nicht geheiratet hätten. Kurz und schlicht war seine Erzählung. Von Traube und dem Pfarrer des Ortes erfahre ich noch mehr Einzelheiten, die es mir ermöglichen, das Lebensschicksal dieser schwergeprüften Leute im Zusammenhang mitführenden Herzen zu erzählen.

Der gestohlene Kriegsschach. Militärdumoreske von Leo v. Tor.

In jedem Berufe giebt es — die-seits und jenseits der goldenen Mittel-mäßigkeit — zwei Sorten von Men-schen. Die eine Sorte ist der Ansicht, daß man sich zwar beschäftigen müsse, die Beschäftigung aber niemals in Arbeit ausarten dürfe. Einer von dieser Sorte hat sogar den müthigen Sinn-spruch geprägt: „Über die Arbeit kenne ich mich nicht, drückt, Der ist verübt.“ Die andere Sorte hingegen läßt es sich nicht genug sein an der Erfüllung normaler Durchschnittspflichten. Ihre Umsicht greift weit über das Unersäglich hinaus — einmal aus angeborenem Lebensreifer und zum anderen natürlich auch, um das Wohlgefallen der höheren Götter zu erregen. In dem ehrbaren Stande, welcher erforderlichfalls die Aufgabe hat, das Vaterland zu verteidigen, giebt es ebenfalls beide Sorten. Und zwar in ausgeprägtester Form. Die militärischen Drücker sind von eherner Grundfestigkeit, da sie mit einem Schein von Berechnung sich darauf stützen können, daß das Vaterland momentan gänzlich ungeschädigt ist, und daß somit keine zwingende Veranlassung vorliegt, sich die Kermel auszureißen. Wer schläft, der büßigt nicht, wer sich nicht in Gefahr begiebt, kommt darin nicht um, und wer seinen Dienst thut, kann nicht angeschmachtet werden. Die militärischen Streber dagegen — Schuster nennt man sie — sind die streblustigsten Streber der Welt. Sehr natürlich, da es in ihrem Berufe so viel höhere Götter giebt, als beim Kommig.

Hauptmann Perluch war ein gewaltiger Schuster. Sein Landsmann und Jugendfreund, der Oberleutnant Kopschel, behauptete jedoch, er sei ein geborener Schuster. Als Gottsche Perluch bei seiner Tause von einem leibhaftigen General auf den Arm genommen wurde, habe er partout strammstehen wollen. Bei diesen wilden Bemühungen sei er aufs Steifstücken gefallen und um ein Haar im Taufbecken ertrunken. Als Knabe habe er aus inneren Gründen hier und da Ri-tuusöl einnehmen müssen. Während andere Kinder gegen dieses Genußmittel sich heftig zu sträuben pflegen, habe Gottsche stets das doppelte Quantum erzieht. Und auf der Kriegsschule erst! Wenn alle anderen schon Blut und Del schmeckten, da sie schriftlich über die Geschickstellungen an der Fahndach äußern wollten, lieferte der Rühmlich Perluch nicht nur die beste Arbeit, sondern fügte aus freien Stücken noch eine Abhandlung hinzu — über die Schlacht bei Murten und über die taktischen Lehren des zweiten punischen Krieges.

Solcher Art hat Gottlieb Perluch sich angenehm gemacht vor Gott und den Menschen — und sicher hätte er einen ungeachteten Aufstieg genommen, wenn ihm als Hauptmann nicht eine fatale Geschichte passirt wäre. Eines Tages verarmelte der Oberst die Herren Hauptleute des Regiments um seinen runden Bauch und hielt ihnen eine längere An-



Bauer (zum Kellner): „Was steht alleweil umher, du Lask, siehst du nit, daß i an Viechsdurft hab!“ Kellner: „Für die Viecher stehen die Wasserkübel im Stall.“

sprach, in der er Mißfallen ausdrückte, daß die Felddiensthüngen so gedankenlos über einen Raum geschoren würden. Es grenze nahezu an Stumpf-sinn, jedenfalls aber an Gefistesarmuth, wenn immer wieder dieselben abgedroschenen Ideen benutzt würden. „Der marfite Feint“, der ausgerechnet immer in einem Gehölz sich verborgen halte, und das „zu beselende Gehölz“ seinen nachgerade zum k... (der Herr Oberst bediente sich hier eines Wortes, das festigen inneren Widerwillen ausdrückte). Er müsse dringend darum bitten, daß die Herren Kompanieführer endlich ein wenig Gehirnschmalz aufwenden und etwas Neues, Originelles erfinden.

Während die anderen Hauptleute nach dieser Ansprache in allerhand Erörterungen über die zunehmende Mes-suggigkeit der Vorgesetzten sich er-gingen, wandelte Hauptmann Perluch tiefinnig nach Hause. Sein Gehirn arbeitete wie ein Zweicylinder-Motor von 20 Hp. — nur daß es keine üblen Dünfte und keine äußerlich merkbare Bewegung entwickelte. Hier war endlich wieder einmal Gelegenheit gegeben, vor allen anderen sich auszuzeichnen — und er hätte nicht Gottsche Perluch heißen müssen, um eine solche Gelegen-heit ungenüzt zu lassen.

Dem nachdenklichen Tage folgte eine schlaflose Nacht. Im Verlaufe der Felslosen nahm der junge Hauptmann drei kalte Fußbäder, acht Schweizer-pfaffen und eine halbe Flasche deutschen Sekt, — alles Dinge, von denen er einmal gehört, daß sie direkt oder in-direkt die Phantasie anregen sollen. Bei einer Cigarette, die er — als Nicht-raucher — von seinem Burken sich hatte geben lassen, wurde ihm übel, weshalb er dieses Anzungsmittel alsbald aufgab und lieber noch eine Abreibung der edleren Kopftheile mit kölnischem Wasser verjuchte.

Alle diese Bemühungen blieben fruchtlos ohne den rechten Erfolg. Als aber der Morgen graute, hellten sich die qualvoll sinnenden, sorgenvollen Züge des Hauptmannes auf. Und als die Stunde kam, da er seine Kom-pagnie zur Felddiensthüngen angetreten suchte, eilte er erhobenen Hauptes und befeligen Schrittes nach dem Kasernenhof.

Er hatte eine Idee — so neu und original, wie sie selbst Edison nicht hätte erdenken können, wenn er seine Geistesfähigkeit von der Technik ab- und militärischen Problemen zuge-wandt hätte.

Hauptmann Perluch war so erfüllt von der Idee, daß er nicht einmal sein feierlich ernstes Dienstgesicht aufsetzte, als Oberleutnant Kopschel die Kom-pagnie zur Stelle meldete. Er legte nur flüchtig zwei Finger an den Helm und zog dann den Jugendfreund et-was abseits.

„Sag mal, Kopschel — ob einer von den Leuten wohl eine leere Cigarette hat?“

„Das Oberleutnant machte eine dienftwürdig traurige Nase und fragte gebend: „Waa — sollen die Leute haben?“

„Eine Cigarette.“

„Ich versteh' immer Cigarettenliste.“

„Das sollst Du auch! Ich frage, ob wohl einer der Leute eine leere Cigarette hat.“

Der Oberleutnant sah sich verflohen nach dem Dorfhan um, von dem sein Freund und Hühnling zweifellos überfahren war. Dann erklärte er trocken: „Bei sich keinesfalls.“

Hauptmann Perluch flüchte sich genzt und wurde dienstlich. „Ich muß doch sehr bitten, Herr Lieutenant! Wenn Sie hier in einer ersten Angelegenheit und vor ver-amelter Mannschafft faule Bemerkungen machen werden, dann könnten Sie mich doch mal von der Schattenseite kennen lernen. Aber etlich!“ — Stellen Sie mal sofort fest, ob einer von den Leuten eine leere Cigarette bescha-fen kann.“

„Befehl, Herr Hauptmann. Eine zu fünfzig oder zu hundert?“

Auf einen unbedrohlichen Blick seines Chefs nahm der Oberleutnant ohne weiteres an, daß es eine zu hundert sein müsse. Drei Minuten später meldete sich der Sergeant Plunz mit einer wenig ansehnlichen Schachtel. Er hatte bereits einige Monate lang seine

Ruhlappen darin aufbewahrt. Das schien aber die Brauchbarkeit des Mö-bels nicht zu beeinträchtigen. Haupt-mann Perluch besaß kein Schlach-troh, zog sein Schwert und führte die Kompanie unter den forschen Klängen der Knippelmusik zum Städt-lein hinaus.

Nachdem man die Festungswälle und die Glacis hinter sich gelassen, er-lönte ein donnerndes Gatt! Haupt-mann Perluch redete sich auf seinem Fliegenhimmel empor und ließ sich also vernehmen:

„Aufgepaßt! Die Idee der heutigen Felddiensthüngen ist folgende: Der Kommandant der Festung ist pflöchlich wahnsinnig geworden. In dieser unzurechnungsfähigen Geistesver-fassung ist er in den Juliusthurm eingetroden und hat den Kriegsschach gestohlen, worauf er drücken in jenen Wald geflüchtet ist. Die Kompanie hat den Auftrag, ihn zu suchen. Der wahnsinnige Kommandant wird durch den Sergeant Plunz, der Kriegsschach durch die leere Cigarette dar-gestellt.“

Sergeant Plunz — nicht gerade eine Leuchte der Wissenschaft — war knapp eine Viertelstunde in dem Wäldchen unterwegs, als er auf einen ihm unbekanntem hohen Offizier stieß. Eingedenk seiner Rolle kniff er aus, wurde aber durch einen Anruf zum Stehen gebracht.

„Wo wollen Sie hin? Was machen Sie hier?“

„Ich verstände mich, Herr General.“

„So. Und vor wem?“

„Vor meiner Kompanie, Herr Ge-neral.“

„So. Das ist ja recht nett. Wie heißen Sie?“

„von Randow.“

„Was? Was? Wie!“

„Derst von Randow, Komman-dant der Festung.“

„Mensch,“ hauchte der General ent-setzt, „Sie sind wohl wahnsinnig?“

„Zu Befehl. Pflöchlich wahnsinnig geworden, in den Juliusthurm eingetroden, den Kriegsschach gestohlen und ausgerückt.“

Kaum ausgesprochen, entriß der General dem Sergeant das Seiten-gewehr, nahm ihm am Arm und führte ihn eigenhändig der nächsten Wache zu. Hier wurde der Arrestant unter scharfer Aufsicht gestellt. Zwei der kräftigsten Soldaten mußten ihn an den Hand-gelenken festhalten — bis zum Ein-treffen der telephonisch herbeigerufenen Stabsärzte.

Die Begeisterung der Kompanie ob der originellen Aufgabe steigerte sich zu hellem Entzuden, als man des Ge-richts alsolut nicht habhaft werden konnte. Man suchte eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden, erkletterte die höchsten Bäume und schlängelte sich indianerhaft durch das dichteste Unterholz — von dem wahnsinnigen Kom-mandanten und der Kriegsklasse war keine Spur. Schließlich blieb nichts anderes übrig, als unverrichteter Sache wieder abzugeben.

Hauptmann Perluch schwor, daß den Kerl ein heiliges Donnerwetter freitastren solle, sobald er sich wieder leben läßt.

Leider kam es anders. Kaum war die Kompanie einmüdet, als der Hauptmann zum Regiments-Kom-mandant befohlen wurde — und hier freitasterte ein heiliges Donnerwetter ihn selbst.

Verstehe Kur. „Na, hat der Doktor das Fünfzig-pennigstück, das Du verschluckt hat-test, herausgetriegt?“

„Ja, als er mir aber dafür 10 Mark aberlangte, hab' ich es vor Schred abermals verschluckt...“

Der eingebildete Kranke. Frau: „Jetzt hat's der Bäckermeister also an der Leber; damit hat er doch schon früher zu thun gehabt?“

Arzt: „Natürlich; mit den anderen Krankheiten ist er durch; jetzt fängt es wieder von vorn an!“

Hobel. Herr (zu dem stellasuchenden Die-ner): „Haben Sie schon in vornehmen Häusern gedient?“

„Ich habe sogar schon Hoflieferan-ten hinausgeschmissen!“